

Deschners Aphorismen. Eine Kritik ihres Menschenbildes sowie ihres Gesellschafts- und Geschichtsverständnisses

Der Name Karlheinz Deschner ist mir seit meiner Gymnasialzeit bekannt. 1957 brachte ein Klassenkamerad das gerade frisch erschienene List-Taschenbuch „Was halten Sie vom Christentum?“, herausgegeben von Deschner, mit auf einen Schulausflug. Wenig später kaufte sich meine Mutter seine Streitschrift „Kitsch, Konvention und Kunst“, aus der ich – parallel zur „Stilfibel“ Ludwig Reiners’ – bleibende Anregungen für meinen eigenen Gebrauch der deutschen Muttersprache empfing.

Besonders wichtig wurde für mich – während meines Theologiestudiums – die einbändige „kritische Kirchengeschichte“ unter dem Titel „Abermals krähte der Hahn“ (1962). Sie bekräftigte meinen Glaubenszerfall, der durch das Studium selbst hervorgerufen war.

Als ich mich in meinem Buch „Das Elend des Christentums oder Plädoyer für eine Humanität ohne Gott“ (1968) mehrfach darauf berief und es zitierte, erhielt ich von Deschner einen Brief, in dem er sich dafür bedankte. So entstanden ein gelegentlicher Austausch und eine punktuelle Zusammenarbeit. Zweimal forderte Deschner mich zur Mitarbeit an Sammelbänden auf, die er herausgab.

Ich war der jüngste Autor, der erklärte „Warum ich aus der Kirche ausgetreten bin“ (1970). Später legte ich dar, warum ich „Atheist“ bin, wohingegen Deschner sich als „Agnostiker“ und Friedrich Heer

als „Christ“ vorstellten. Theoretische Akzentunterschiede waren von Anfang an erkennbar und wurden auch gelegentlich offen ausgesprochen. So erinnere ich mich noch an ein öffentliches Streitgespräch 1983 in Nürnberg anlässlich des Luther-Jahres, als ich – gegen Deschner – den fortschrittlichen Gehalt der Reformation gegenüber dem Katholizismus verteidigte.

Aphoristik im Allgemeinen und Deschners Aphorismen im Überblick

Tiefergehende Differenzen, ja Gegensätze wurden mir erst später bewusst, als ich mir die drei Aphorismen-Bände etwas genauer ansah. In ihnen sprechen sich Deschners Misanthropie und sein metaphysischer Negativismus unverhüllt aus. Ihnen sind die folgenden Überlegungen gewidmet. Ich nummeriere die drei Bände in der Reihenfolge ihres Erscheinens durch und setze die Zitate mit Seitenzahlen in meinen Text:

- „*Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom. Aphorismen*“, 1985, (I),
- „*Ärgernisse. Aphorismen*“, 1995, (II),
- „*Mörder machen Geschichte. Aphorismen*“, 2003, (III).

Als ich in dem ersten Band kurz nach Erscheinen erstmals las, blieben mir vornehmlich zwei Sinnsprüche im Gedächtnis haften, weil sie meinen Argwohn weckten. Bei der späteren gründlichen Lektüre aller Texte aller drei Bände verdichtete sich der anfängliche Argwohn zur düsteren Gewissheit. Ich brauchte aller-
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

dings noch einige Zeit, die nötige Konfliktbereitschaft gegenüber ihrem Autor zu entwickeln.

Die beiden Aphorismen lauten:

- „*Pleonasmus: Unmensch.*“ (I,24)
- „*Wer Weltgeschichte nicht als Kriminalgeschichte schreibt, ist ihr Komplize.*“ (I,50)

Was ist gemeint? Was ist ein Pleonasmus? Ein Pleonasmus ist eine überflüssige Fülle des Ausdrucks, die zwar stilistisch als Mittel der Verdeutlichung gewollt sein kann, aber inhaltlich nichts Neues hinzufügt. Insofern bedeutet „*Pleonasmus: Unmensch*“: Mensch und Unmensch, das kommt auf dasselbe hinaus. Die negative Vorsilbe könnte auch weggelassen werden.

Diese blanke Gleichsetzung von Mensch und Unmensch ist starker Tobak! Deschner meint ja nicht den unbestreitbaren Sachverhalt, dass in jedem Menschen stets *auch* die Möglichkeit steckt, sich als Unmensch zu verhalten. Vielmehr reduziert er die komplexe und widersprüchliche Natur des Menschen auf eben diese eine negative Option. In der menschlichen Natur stecken aber auch die Anlagen zu gegenseitiger Hilfe, zu Kooperation, ja zu Solidarität und Warmherzigkeit, wie nicht zuletzt die zeitgenössische Soziobiologie – unter Verweis auf deren evolutionäre Vorteilhaftigkeit – immer wieder aufzeigt.

Der gleichen monströsen Vereinfachung und Übertreibung macht sich Deschner auch – folgerichtig – in dem zweiten Diktum schuldig: Die Geschichte der Menschheit insgesamt (nicht nur die des Christentums) sei eine Geschichte von Verbrechen Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

und Verbrechen. Auch hier darf der Sinn der Aussage nicht verharmlost werden dahingehend, dass sie das natürlich „immer auch“ sei. Die Pointe ist vielmehr: in ihrem Kern, ihrem Wesen nach sei die Weltgeschichte Kriminalgeschichte.

Der Einwand liegt nahe, derlei Überspitzungen gehörten notwendig zum Stil der Aphoristik. Stimmt das? Zur Aphoristik gehört nicht *Überspitzung*, sondern *Zuspitzung*: eine geistreiche Formulierung, die punktgenau das Wesentliche trifft. Scharfzüngigkeit in der Wortwahl und Scharfkantigkeit in der Aussage verleihen jedem Aphorismus Glanz, sofern er freilich zugleich dem Kriterium der Triftigkeit genügt. Es muss schlicht zutreffen, es muss stimmen, was behauptet wird. Was Cartoon und Karikatur als graphische Künste sich erlauben dürfen – überzeichnen, vergrößern, verkürzen – bleibt der sprachlichen Kunst des Aphorismus streng verwehrt. Aphorismus kommt vom griechischen Verb *aphorizein* = begrenzen, definieren. Ein Aphorismus grenzt ab, grenzt ein, schließt aus und umkreist eben damit den Kern einer Sache.

Insofern spricht sich in der Aphoristik ein Wesenszug jeglichen Denkens aus: das Differenzieren, das genaue Unterscheiden im Gegensatz zum grobschlächtigen Behaupten und platten Verallgemeinern, das aus einzelnen Beispielen und persönlichen Erlebnissen falsche Schlussfolgerungen zieht und zu unkritischen Pauschalurteilen gelangt.

Dieser Gefahr plakativer, verbalradikaler Rundumschläge ist Deschner in seinen drei Bändchen wiederholt erlegen. Ich zitiere einen Aphorismus über die Ehe:

*„Ehe: einander anstarren wie über
Kimme und Korn. Zusammenwachsen
wie Kettenhund und Kette.“ (II,
28)*

Deschner schreibt nicht „manche Ehe“ oder „meine Ehe“, sondern apodiktisch, wie meist, „Ehe“, Ehe schlechthin. Als hätte diese Form des Zusammenlebens der Geschlechter nicht im Laufe ihrer Jahrtausende alten Geschichte die unterschiedlichsten Formen ausgebildet und alle Grade von Freiheit und Hörigkeit durchlaufen!

Deschner erklärt eine ihrer giftigsten Entwicklungsmöglichkeiten zur Norm und unterschlägt dabei völlig die seit langem gegebenen Wege der Trennung und Scheidung. Eheleute müssen keineswegs wie Kettenhund und Kette zusammenwachsen. Wobei sich die delikate Frage aufdrängt: Wer ist – nach Deschner – Hund, und wer ist Kette?

Jedenfalls sei bereits hier darauf aufmerksam gemacht, dass wir soeben einer anthropologischen Lieblingsmetapher Deschners begegnet sind. In der Unfreiheit der Ehe manifestiert sich auf engem Raum, was für ihn die menschliche Lage insgesamt kennzeichnet:

„Kein Mensch ist freier als ein Kettenhund – nur die Kette ist länger.“ (I, 39)

„Völker sind wie Kettenhunde, die von Freiheit träumen.“ (II, 37)

Vor diesem Hintergrund gefragt: Welchen Sinn machen dann Aphorismen? Deschner meint kühn:

„Aphorismen schreiben heißt auf die Sprünge helfen oder Beine machen.“ (I, 10)

Auf die Sprünge helfen? Wem? Wesen, die an Ketten hängen? Beine machen? Wohin? Ins Ausweglose? Noch merkwürdiger klingt der Aphorismus:

„Fußangeln lege ich nicht – Minen.“ (I, 97)

Mit Fußangeln, die das Gehen nur behindern, will Deschner sich nicht abgeben. Er legt Minen, eine Metapher, die bei der sonstigen antimilitärischen Tonlage der Aphorismen ausgesprochen verblüfft. Denn was machen Minen? Minen explodieren und sprengen Füße und Beine weg und hinterlassen lebenslange Traumata. Wäre es nicht menschenfreundlicher, gemeinsam Wege in einem unwegsamen Gelände zu suchen, aus Sackgassen herauszuführen, Brücken zu bauen?

Um es mit Gottfried Benn zu sagen:

*„Leben ist Brückenschlagen
über Ströme, die vergehn.“
(Epilog, 1947)*

Natürlich vergehen auch die Brücken und die Menschen, die sie bauen und begehen. Aber Vergänglichkeit ist nicht gleich Vergänglichkeit oder gar Sinnlosigkeit.

In der Auswahl seiner Aphorismen beweist Deschner nicht immer eine stillichere Hand. Alle drei Bände enthalten Texte, die dort nichts zu suchen hätten, weil sie entweder zu leichtgewichtig oder zu privat sind.

„Entblößen kann sehr kleidsam sein.“ (III, 32)

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

Dieser Satz ist kaum mehr als eine neckische Party-Bemerkung, aber kein geistvoller Aphorismus, der etwas Kluges und Nachdenkenswertes sagte in einer Zeit allgegenwärtiger Nacktbilder und Exhibitionismen jeglicher Art. Je nach Umfang und Umständen kann Entblößen auch sehr störend und geschmacklos sein.

Belanglos, allenfalls amüsant ist jene anekdotische Mitteilung über den liberalen Bremer Pfarrer Hermann Raschke:

„Pastor Raschkes Frau hieß Nora und sein Wahlspruch: Nora et labora.“ (II, 66)

Das Witzige liegt bei Raschke, nicht bei Deschner.

Deschners Schuldgefühlen gegenüber seinem Sohn Thomas, der sich das Leben genommen hat, gebühren Pietät und Respekt. Gleichwohl muss gesagt werden dürfen, dass die darauf bezogenen Sätze – nach Form und Inhalt – nicht in eine Aphorismen-Sammlung gehören, sondern besser in autobiographischen Aufzeichnungen (etwa als Tagebuchnotizen) aufgehoben wären:

„Täglich denke ich an meinen Sohn, und denke täglich, nicht wert zu sein, an ihn zu denken. – Ich werde nicht alt, sagte er manchmal, und immer mit jenem winzigen Lächeln, das wie ein Weinen aussah. – Du und deine Bücher, sagte er. Ich las in Büchern, während er zugrunde ging.“ (II, 85)

Entsprechendes gilt auch für Deschners Mitteilungen über seinen Frauengeschmack.

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

„Mein alter Wunsch, an eine Nymphomanin zu geraten, erlosch noch vor dem Morgengrauen (!) der Nacht, in der ich unter eine geriet.“ (II, 86)

Bitte sehr! Chacun à son goût! Aber wo bleibt das Aphoristische, der funkelnde Geistesblitz, der ein überraschendes Licht auf ein relevantes Lebensproblem wirft?

„Ich mag Mädchenfrauen, und wenig widerstrebt mir so wie der Eindruck: ich habe eine Dame vor mir – Pendant des Herrenmenschen.“ (III, 92)

Erneut gilt: Bitte sehr! Jeder, wie er kann und mag. Hier allerdings mit der Einschränkung, dass die Damenhaftigkeit einer Frau keineswegs als die weibliche Spielart von „Herrenmenschentum“ verunglimpft werden darf, sondern auch für Eleganz, Kultiviertheit, Weltläufigkeit und Eigenständigkeit stehen kann – Eigenschaften, die bekanntlich in der Männerwelt nicht überall auf Gegenliebe stoßen...

Vollends auf dem Niveau eines plumpen Macho-Spruches bewegt sich der Satz:

„Es gibt Frauen wie Quecksilber – sobald man zugreift, hat man nichts in der Hand.“ (I, 34)

Natürlich gibt es solche Frauen. Aber weshalb bleiben die Männer unerwähnt, denen ebenso die Schwäche der Ungreifbarkeit anhaftet? Gegenüber dieser patriarchalischen Geschlechterpsychologie besteht ein erheblicher Bedarf an nachholender Aufklärung!

Ein anderes strukturelles Defizit vieler Aphorismen Deschners ist die Abstraktheit und Konturlosigkeit des Subjekts des jeweils angeprangerten Sachverhaltes. Ross und Reiter bleiben ungenannt, wodurch die Aussage der analytischen Schärfe entbehrt und sich in verbalradikalem Auftrumpfen erschöpft.

„Sie vernichten Getreide – und sammeln Brot für die Welt.“ (II, 53)

Die Formulierung suggeriert, es handele sich um dieselben Kreise, die – heuchlerisch – zunächst Getreide vernichten und dann Brot für die Welt sammeln. In Wirklichkeit aber sind es völlig andere Subjekte. „Brot für die Welt“ ist eine Sammelaktion der Evangelischen Kirche in Deutschland, durchgeführt seit 1959 jeweils in der Passionszeit. Getreide aber wurde vernichtet bereits während der Weltwirtschaftskrise 1929/30. Auch heute ist es nicht die evangelische Kirche, die Getreide „aus dem Markt nimmt“, um die Preise hoch zu halten, sondern dies tun internationale Lebensmittel- und Handelskonzerne.

„Einst schrien sie Preußen. Dann Deutschland. Heute schreien sie Europa. Wer denkt, ist exterritorial.“ (II, 42)

Uns soll zunächst nicht interessieren, dass Deschner hier die verbreitete Illusion von Intellektuellen teilt, „exterritorial“ zu sein: über den Parteiungen und Gruppierungen zu stehen. Dazu sei später noch etwas gesagt. Jetzt beachten wir nur, dass er erneut eine nicht gegebene Identität und Kontinuität eines kollektiven Subjektes konstruiert. Ein wenig historisches und

geographisches Nachdenken lässt erkennen, wie schief und verunglückt dieser Aphorismus ist.

Denn die Kreise der – im Sinne Deschners verblendet – Schreienden werden ja immer größer. „Preußen“ schreien nur die Preußen. Aber bereits „Deutschland“ schreien auch Bayern, Sachsen, Schwaben. Und Europa besteht aus dreißig bis vierzig Ethnien und Völkern. Wo und wann sollen Ungarn und Isländer „Preußen“ und „Deutschland“ gerufen haben? Es offenbart sich hier nicht nur ein Mangel an logischem Denken, sondern auch ein völliges Unverständnis für die Legitimität ethnischer und nationaler Selbstvergewisserung.

Gerade wer denkt, weiß, woher er kommt, wo er zu Hause ist, was er Herkunft und Heimat verdankt. Deschner begrenzt willkürlich sein Heimatgefühl auf die Region Franken, der er freilich eine seiner schönsten Arbeiten gewidmet hat („Dornröschenträume und Stallgeruch. Über Franken, die Landschaft meines Lebens“, 1989). Aber Franken ist ein Teil Bayerns, das seinerseits zu Deutschland gehört. Deutschland ist ein Kernland Europas, einer der fünf Kontinente der Erde, des dritten Planeten unseres Sonnensystems.

Es zeugt von Deschners Realitätsverleugnung und geistiger Fehlanpassung an die tatsächlichen Bedingungen seiner Existenz, dass er von all dem nichts wissen will.

„Zum Patrioten fehlt mir nur das Vaterland.“ (III, 93)

Wer sich gutmütig an das „nur“ klammern wollte, wird durch einen anderen Aphorismus harsch eines Besseren, eines Schlimmeren belehrt:

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

„Patriot – potentiell Mörder und Märtyrer in einer Person. Jeder Kampf, jedes Martyrium für eine Kirche, ein Vaterland oder sonst ein ideologisches Ungeheuer ist nichts als Irrtum.“ (III, 47)

Den welthistorischen Fortschritt der europäischen Einigung nach dem Zweiten Weltkrieg beurteilt, verurteilt Deschner mit Unverständnis, ja mit Abscheu:

„Wer heute politisch überzeugter Europäer ist, ist Nationalist der schlimmsten Sorte.“ (III, 49)

Inwiefern ein Europäer – als Bürger einer multinationalen Staatengemeinschaft – ein Nationalist, gar ein „Nationalist der schlimmsten Sorte“ sein soll, bleibt wohl Deschners Geheimnis. Trocknet doch der europäische Einigungsprozess gerade den Boden aus, auf dem Nationalismen wachsen!

Ebenso unbegreiflich bleibt der hysterisch anmutende Hass Deschners auf Deutschland und alles Deutsche.

„Deutsch sein heißt die Fresse halten!“ (III, 54)

„Alla tedesca. Vom Krieger zum Arschkriecher – Teutoniens Weg ins 21. Jahrhundert.“ (III, 55)

Weshalb diese vulgären Ausfälligkeiten ohne Maß und Ziel, ohne argumentative Kraft, ohne stilistischen Glanz? Inhaltlich strafen sie sich selbst Lügen. Denn weder hält der deutsche Schriftsteller Karlheinz Deschner den Mund noch wird er von irgendeiner Instanz dazu gezwungen. Und auch den angeblichen Weg unseres abfällig bezeichneten Vaterlandes vom Militäraufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

rismus zum windelweichen Duckmäuser-tum ist er nicht mitgegangen – ebenso wenig wie Millionen andere Deutsche. Gerade fachkundige ausländische Beobachter bestätigen, dass Deutschland in der selbstkritischen Aufarbeitung der dunklen Seiten seiner Geschichte Vorbildliches geleistet hat. Andere Völker tun sich viel schwerer, ihre Untaten wissenschaftlich zu dokumentieren und erinnerungspolitisch zu präsentieren.

Dass deutsche Autoren die Problematik deutscher Identität auch unverkrampft und differenziert angehen können, sei abschließend nur an einem Beispiel belegt: mit den prägnanten Worten Ernst Tollers. In seiner Autobiographie „Eine Jugend in Deutschland“ (1933) gelingt es ihm, Judentum, Deutschtum, Europäertum, Weltbürgertum zu versöhnen. Trotz allem, was seither geschehen ist, bleibt die darin ausgesprochene Haltung vorbildlich bis auf den heutigen Tag: „Eine jüdische Mutter hat mich geboren, Deutschland hat mich genährt, Europa mich gebildet, meine Heimat ist der Erde, die Welt mein Vaterland.“ (Zitiert nach der Ausgabe rororo 4178, Seite 162)

Deschners Menschenbild – hämisch herabsetzend, fatalistisch, voll Sehnsucht nach Tod und Tötung

Dass Deschners Menschenbild von einer Sehnsucht nach Tod und Tötung durchdrungen ist, wird bei manchen Lesern zunächst ungläubiges Befremden auslösen. Aber der Textbefund ist völlig eindeutig. Ich zitiere jetzt die einschlägigen Aphorismen im Überblick und werde sie danach einzeln kommentieren.

„Verdient eine Menschheit, die Trilliarden Tiere tötet, nicht eben das, was sie dem Tier antut?“ (II, 57)

„Ich bedauere und betrauere wenig mehr, als dass alle, die Tiere, zumal professionell, wie am Fließband töten, von ihnen nicht getötet werden können.“ (III, 73)

„Eine Gesellschaft, die für das Schafott ist, gehört selbst darauf.“ (III, 71)

„Stünde manchem Krawattenhals nicht besser ein Galgenstrick?“ (III, 51)

„Gegenüber dem Tier ist der Mensch ein Gewohnheitsverbrecher.“ (I, 77)

„Wer Tiere isst, steht unter dem Tier.“ (II, 56)

„Mensch: heruntergekommenes Tier.“ (I, 24)

„Das Raubtier im Menschen macht Fortschritte als Verkleidungskünstler.“ (I, 74)

Zwar sprechen die meisten Zitate für sich selbst. Aber in einen größeren Zusammenhang eingeordnet, enthüllen sie noch deutlicher die abgründige Menschenverachtung, die darin angelegt ist. Beginnen wir mit dem letzten Zitat. Deschner entdeckt – vulgärdarwinistisch – ein „Raubtier im Menschen“, das zwar seine kulturelle Tarnfarbe wechselt, aber unser Verhalten unabänderlich bestimmt. Dementsprechend zynisch „löst“ er auch das Problem moralischer Normen und moralischen Handelns:

„Ethik – die Phantasie des Opfers im Raubtierkäfig.“ (I, 71)

Ein wahrhaft demotivierender, im wörtlichen Sinne demoralisierender Aphorismus!

Zwar deklariert Deschner unsere ambivalente Menschennatur zu einer einfachen Raubtiernatur um. Aber so erbarmungslos konsequent wie Nietzsche, uns dann auch die „Unschuld des Raubtier-Gewissens“ zuzubilligen („Zur Genealogie der Moral“ – Erste Abhandlung), ist er nicht. Vielmehr belegt er uns mit schauerlichen Vorwürfen. Gegenüber „dem Tier“ seien wir „Gewohnheitsverbrecher“ und stünden, sofern wir Fleisch äßen, „unter dem Tier“. Geradezu strafbesessen wünscht er uns die kollektive Todesstrafe auf den Hals, am besten vollzogen durch Tiere. Da dies aber bedauerlicherweise nicht zu verwirklichen sei, setzt er auf die Selbstauslöschung der Menschheit, wie er in zwei diesbezüglichen Aphorismen formuliert:

„Technik: Spezialart eines Kampfes, die auf Dauer den Sieger ebenso kaputtmacht wie das Besiegte. Denn das, womit der Mensch seine Welt aufbaut, ruiniert sie auch.“

„Ob der Mensch vor seinem Untergang noch ahnen wird, dass von all seinen Weltbezwungungsmitteln die Technik das schädlichste, das Militär das schändlichste war? Und die Religion das dümmste?“ (Beide III, 63)

Über die sich hier zeigende prinzipielle Technikfeindschaft wird noch zu sprechen sein. Zwar erklärt Deschner, er sei „grundsätzlich gegen die Todesstrafe“ (III, 65). Aber wie glaubwürdig ist diese Behauptung, wenn er gleichzeitig die rhetorische Frage stellt:

Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

*„Stünde manchem Krawattenhals nicht besser ein Galgenstrick?“
(III, 51)*

Auch frage ich mich, was es bedeutet, wenn Deschner in einem Aphorismus schreibt:

*„Ich habe ein Schafott in mir.“
(II,84)*

Diese Frage drängt sich auf, weil er ja an anderer Stelle sagt:

„Eine Gesellschaft, die für das Schafott ist, gehört selbst darauf.“ (III, 71)

Halt! möchte ich da laut ausrufen. Diese Parole ist falsch und führt in die Irre. Sie verwirrt die Geister! Gegenüber einer Gesellschaft, die für das Schafott ist – also für ein Schau- und Blutgerüst, auf dem Menschen öffentlich enthauptet werden –, gegenüber einer solchen Gesellschaft ist Überzeugungsarbeit angebracht: geduldige Aufklärung, die in tatkräftige politische und juristische Umgestaltung mündet. Ein solcher Prozess kann Jahrzehnte oder Jahrhunderte dauern und ist vor Rückschlägen nicht gefeit.

Mutigen und edelmütigen Einzelnen fällt dabei regelmäßig eine Pionierrolle zu. Bei der Abschaffung des Schafotts (und anderer Gräueltaten) hat sich der italienische Rechtsphilosoph Cesare Beccaria (1738 bis 1794) hervorgetan und im Sinne der menschenfreundlichen Ideale der europäischen Aufklärung gewirkt. Diese Perspektive hat sich Deschner gedanklich verbaut durch die Annahme eines „Raubtiers im Menschen“. Die seither eingetretene Humanisierung im Strafrecht spricht gegen ihn. Es gibt vier Tiere in Deschners Menage-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

die er heranzieht zur Illustration dessen, was er vom Menschen hält: wenig bis nichts. Vom Hund an der Kette, dem wir gleichen, und vom Raubtier in uns haben wir schon gehört. Es fehlen noch die Ameisen und die Affen. Wobei auffällt, dass es sich um keine biologische Systematik handelt, sondern um willkürliche Assoziationen. Allenfalls bei den Affen gibt es eine tatsächliche genealogische Verbindung, die er aber krude verkürzt.

Die Ameisen zieht Deschner natürlich nicht heran im Sinne der Fabel von Jean de la Fontaine „Die Grille und die Ameise“, wo sie uns als Vorbild für Fleiß und kluge Vorsorge anempfohlen wird – im Gegensatz zur Grille, die nur dem Lustprinzip frönt und singt. Abfällig spricht Deschner von einer drohenden, ja bereits um sich greifenden „Verameisung“ der Menschen:

„Man prophezeite die Entwicklung der Menschheit zum Individualismus als naturgemäß. Was aber kommt, schon begonnen hat, beinahe boomt, ist ihre Verameisung: ein Ausmaß an Entseelung, das der Beschreibung spottet. Wir werden nur noch blinzeln-de Mechanik sein.“ (III, 62)

Ameisen mit blinzeln-der Mechanik? Dieser Bildbruch signalisiert eine Mischung konventioneller Versatzstücke aus dem Arsenal des Kulturpessimismus nach dem Zweiten Weltkrieg, als gerne von Veramasung und seelenloser Technokratie gesprochen wurde. Max Webers Ausführungen über den Aufstieg von „Fachmenschen ohne Geist“ und „Genussmenschen ohne Herz“ im „stahlharten Gehäuse“ des „siegreichen Kapitalismus“ bezeichnen die dro-

henden Gefahren wirklichkeitsnäher und sprachlich präziser. (Im Schlussteil des Werkes: „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“.)

Was geben die Affen her für Deschners Menschbild? Kurz gesagt: Ach wäre doch die Evolution des Lebendigen auf ihrer Stufe stehen geblieben! Wie viel Elend wäre der Welt erspart geblieben! Instinkt-sicher weigern sich daher die übrig gebliebenen Affen, Mensch zu werden. Das ist der Sinn des holprig formulierten und biologisch unhaltbaren Aphorismus:

„Instinkt – abstrakt: die Fähigkeit, sich zweckmäßig zu verhalten, ohne das Bewusstsein des Zweckes; konkret: das, was den Rest der Affen abhält, Mensch zu werden.“ (II, 57)

Dass Deschner gerne von einer Erde ohne Menschen träumt, ergibt sich aus folgendem Aphorismus:

„Am liebsten hätte ich manchmal im Jahrhundert vor Adam und Eva gelebt.“ (I, 100)

Dass er dann – fiktiv genug – der einzige Mensch gewesen wäre, hätte ihn zugleich erfreut und erschreckt. Denn:

„Irgendwo dazugehören wollen, ist unser ältester und schönster Wunsch; auch wenn man oft ein Leben braucht, um zu erkennen, dass man nirgendwo dazugehört.“ (I, 25)

So artikuliert sich ein unglückliches Weltbewusstsein, das mit dem Lauf der Dinge seit Jahrmillionen hadert und die Grundgegebenheiten unseres Daseins nur als Verhängnis erlebt.

Im gleichen Sinn, wie Deschner im ersten Band der Aphorismen den Mensch zum „Kettenhund“ degradiert, erklärt er ihn im dritten Band zur „Marionette“ an „Stricken“. Unser Leben sei ein „Marionettentheater“, allerdings eins von gänzlich anderer Art als das, dem Heinrich von Kleist einen berühmten Aufsatz (1810) gewidmet hat. Denn der preußische Dichter sah im Tanz der Marionetten eine Synthese von Determiniertheit und Anmut, die Versöhnung von harmonischer Bewegung und (zu erringender) Bewusstheit. Deschner dagegen verwendet die Marionetten-Metapher rein negativ (wie könnte es anders sein), um uns jegliche Freiheit abzusprechen. Die daran anschließenden Aphorismen bekräftigen diese fatalistische Position.

„Unser Leben? Ein Marionettentheater. Erst wenn das Spiel aus ist, fallen die Stricke.“

„Der Wollende ist immer unfrei; der Nichtwollende auch.“

„Was wir Willensfreiheit nennen, resultiert aus der unerforschbaren Vielzahl unserer Bedingtheiten. Jede Wahl, die wir zu haben glauben, ist nur eine Scheinwahl – in Wirklichkeit geht es uns wie dem Lauf des Wassers, das seinen Weg nimmt.“

„Indem man sich bisweilen frei fühlt, frei von dem oder jedem, frei für dieses und das, ist man durch tausend Dinge bedingt, die zwar nicht das Gefühl der Freiheit verhindern – aber die Freiheit.“ (Alle III, 33)

„Man tut nie, was man will, sondern was man muss. Wollen ist ein Euphemismus für müssen.“

„Frei ist, wer von niemand abhängt: keiner.“ (Beide I, 39)

Bevor ich die fatalen Folgen dieses Fatalismus namentlich für Erziehung, Demokratie und Technik aufzeige, mit denen Deschner in der Tat – keineswegs zufällig – auf dem Kriegsfuß steht, sei in aller Kürze ein theoretischer Einwand geltend gemacht.

In einer Hinsicht hat Deschner recht: alles ist determiniert, alles Einzelne ist bedingt. Aber mitnichten folgt daraus die platte Leugnung der menschlichen Freiheit im Wollen und im Handeln. Hier erliegt Deschner – wie viele, die heute Parolen der Hirnforscher Wolf Singer und Gerhard Roth unkritisch aufgreifen – einem Kurzschluss. Denn im Menschen hat die Natur ein Wesen hervorgebracht, das die Determiniertheit von Subjekt und Objekt erkennen und den eigenen Zwecken dienstbar machen kann. Eben darin besteht die menschliche Freiheit des Willens und des Handelns: die Wirklichkeit in ihrem unzerreißbaren Kausalnexus zu erkennen und für unsere Bedürfnisse zu nutzen. Determiniert sind beide – Freiheit und Unfreiheit, aber jeweils in einem anderen Sinn und mit anderen Folgen für uns.

Bin ich pünktlich und erreiche meinen Zug, erlebe ich die Freiheit der Fortbewegung. Komme ich zu spät und verpasse meinen Zug, erfahre ich die Unfreiheit mit ihren Zwängen. Beide Vorgänge sind strikt determiniert – der eine mir zum Vorteil, der andere mir zum Nachteil.

Wie schon bemerkt, findet Deschner von seinem hündischen und an Marionettenmechanik orientierten Menschenbild keinen produktiven Zugang zu den verantwortungsvollen Aufgaben von Erziehung und Schule. Für sie hält er nur zynische Sprüche bereit. Sie stoßen alle Beteiligten, alle ernsthaft Interessierten, alle Gut-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

willigen vor den Kopf und rufen Ratlosigkeit und Entmutigung hervor. Argumentationshilfen für geplagte Eltern, praktische Vorschläge zu einer Schulreform, gar ein Ansporn zu lebenslanger Selbsterziehung lassen sich daraus nicht ableiten. Wechselseitiger Respekt zwischen Eltern und Kindern, zwischen Schülern und Lehrern lässt sich mit Deschners Anthropologie nicht begründen.

Ich stelle zunächst die einschlägigen Texte überblickshaft zusammen.

„Erziehung: einen Kopf drehn, bis er verdreht ist – natürlich auf den neuesten Stand.“ (I, 14)

„Ziel der Schule: jedem zu ermöglichen, immer so dumm zu bleiben, wie ihn die Schule gemacht hat.“ (II, 12)

„Den größten Erziehungsfehler nennt Gotthold Ephraim Lessing, «dass man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet ...» Das ist kein Fehler. Das ist Absicht!“

„Hegel: «Die Erziehung hat den Zweck, den Menschen zu einem selbständigen Wesen zu machen; d. h. zu einem Wesen von freiem Willen.» Im Gegenteil: zum Staats-, zum Kirchenkrüppel, zur funktionierenden Marionette.“ (Beide III, 15)

„Schon in der Antike erkennt Petronius: unsere jungen Leute werden in den Schulen ganz und gar verdummt. Ist jede öffentliche Erziehung doch ein Politikum, das heißt in aller Regel: die Individualität aus-, die Norm eintreiben.“ (III, 16)

Versuchen wir uns einen Reim auf Deschners Provokationen zu Erziehung und Schule zu machen. Zwei Vorbemerkungen mögen den Rahmen abstecken. Be-

denken wir, dass beide Gegenstände ein bevorzugtes Feld waren, auf dem die europäische Aufklärung obrigkeitsstaatliche und kirchliche Verhaltensmuster zurückdrängte. Und registrieren wir, dass die großen bildungspolitischen Debatten und Veränderungen der nachachtundsechziger Zeit unter dem Stichwort der „antiautoritären Erziehung“ an Deschner offenbar spurlos vorüber gegangen sind.

Die herausgegriffenen Aphorismen verdienen energischen Widerspruch in empirischer und in normativer Hinsicht. Als empirische Aussagen verstanden, sind sie maßlos übertrieben. Als normative Orientierung gedeutet, sind sie schlichtweg Unsinn. Gehen wir sie einzeln durch.

Natürlich *kann* Erziehung einen Kopf drehen, bis er verdreht ist. Es gibt *verzogene* Menschen. Unbestreitbar. Aber es gibt auch *erzogene*, gar *wohlerzogene* Menschen. Typisch für Deschner: es wird *nur* die jeweils negative Möglichkeit gesehen und unkritisch zur Norm erhoben. Aber es gilt – hier wie auch anderswo – das lateinische Sprichwort: *Abusus non tollit usum*. Der Missbrauch hebt den richtigen Gebrauch nicht auf.

Dass es das „*Ziel* der Schule“ sei, Menschen zu verdummen und immer dumm zu halten, ist eine hanebüchene Absurdität, die nicht ehrwürdiger wird, wenn Deschner dafür einen Bogen bis zu dem antiken Satiriker Petronius schlägt. Verdummung kann als ein *Ergebnis* verfehlter schulischer Bemühungen entstehen, ist aber niemals ihr *Ziel*. Jahrtausendlang waren die meisten Menschen von jeglicher Schulbildung ausgeschlossen. Insofern war die Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht ein zivilisatorischer Fortschritt. Im Übrigen begeht Deschner einen Kategorienfehler, wenn er nicht zwi-

schen Absicht und Ergebnis, zwischen Ziel und Resultat unterscheidet. Immer wieder aber fallen – im großen wie im kleinen Weltgetriebe – Absicht und Ergebnis weit auseinander, sei es zum Vorteil, sei es zum Schaden aller Beteiligten.

Im gleichen Sinne verrennt Deschner sich gegen Gotthold Ephraim Lessing. Auch hier konstruiert er eine finstere „Absicht“ (wessen?), obwohl zur Zeit Lessings bereits das aufstrebende (auch deutsche) Bürgertum das „eigene Nachdenken“ der jungen Generation benötigte und förderte.

Deschners Einwand gegen Hegel, der als Nürnberger Gymnasialdirektor viel über Erziehung nachgedacht und publiziert hat, ist ähnlich abwegig. Im Hinblick auf die „funktionierende Marionette“ gibt er einen wohl unfreiwillig selbstentlarvenden Hinweis. Denn da wir ja ohnehin „Marionetten“ seien, fiel der Erziehung in der Tat die Aufgabe zu, ihr „Funktionieren“ frühzeitig und zuverlässig zu organisieren. Dass allerdings die „funktionierende Marionette“ in Parallele „zum Staats-, zum Kirchenkrüppel“ gesetzt wird, passt nur zur Hälfte zu Deschner und gar nicht zu Hegel. Denn unbeschadet aller preußisch-monarchistischer Gesinnung blieb Hegel zeitlebens ein Anhänger der Französischen Revolution, wie Joachim Ritter gezeigt hat. Jedenfalls hat sein aufgeklärtes bürgerliches Subjekt weder mit einem Staats- noch mit einem Kirchenkrüppel etwas gemeinsam.

Es bleibt die Frage: Was ist überhaupt ein „Staatskrüppel“, was ein „Kirchenkrüppel“? Auch im Obrigkeitsstaat lässt sich mit Krüppeln kein Staat machen. Da werden funktionstüchtige Untertanen gebraucht. Und „Kirchenkrüppel“? Es gibt ekklesiogene Neurotiker innerhalb und Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

außerhalb der Kirche. Ob sich ihre Beschädigungen und Absonderlichkeiten angemessen als die von „Krüppeln“ bezeichnen lassen? Mit solchen Begriffen aus der rhetorischen Holzhammerkiste lassen sich nur recht grobschlächtige Behauptungen zusammenzimmern, die kaum den Namen eines fein geschliffenen Aphorismus verdienen.

Zum Abschluss ein kurzer Kommentar zu Deschners Polemik, in den schulischen Verdummungsanstalten werde die Norm ein- und die Individualität ausgetrieben. Wieder einmal konstruiert er eine falsche Alternative. Als erstes übersieht er, dass Individualität selbst bereits eine Norm ist, in der Moderne zum Zuge gekommen, aber mit einer langen Vorgeschichte. Es gibt keine Individualität ohne Verinnerlichung und Verwirklichung von Normen: etwa der Toleranz gegenüber anderen Individualitäten, der Selbständigkeit, der Hilfsbereitschaft. Normen sind gesellschaftlich gebilligte und sanktionierte Regeln, ohne die kein friedliches Zusammenleben, gerade von starken Persönlichkeiten möglich ist. Aber auch die Normen der Grammatik und der Rechtschreibung, die Normen der Mathematik und der Logik stehen jeder Individualität gut zu Gesicht und dienen ihrer Entfaltung.

Das eigentliche Problem, das ich bei Deschner sehe, lautet: Über welche Individualität verfügen Kettenhunde, Ameisen, Marionetten? Auf welche humanen Ressourcen können und sollen sie bei Bedarf zurückgreifen? Eine Antwort hören wir bereits:

„Ethik: die Phantasie des Opfers im Raubtierkäfig.“ (I, 71)

Deschners Gesellschafts- und Politikverständnis

Eine besonders widerwärtige Gestalt in Deschners Menschenzoo ist „der Politiker“, fast ausnahmslos im Singular und männlichen Geschlechts. In ihm verdichtet sich Deschners Drang, die Welt aus einer rein negativen Sicht zu zeichnen. Ihm eine simple Schwarz-Weiß-Technik vorzuhalten, wäre eine Beschönigung. Es fehlt das Weiß. Ich stelle die einschlägigen Aphorismen überblickartig zusammen.

„Politiker: jederzeit austauschbar, mal leutselig, mal arrogant, meist mehr Kehle als Kopf, oft etwas schmierig, nicht selten auch etwas geschmiert und stets – wie der Schaum – oben.“ (III, 57)

„Ein Politiker hält leichter hundert Reden als sein Wort.“

„Einem Politiker vertrauen heißt falsche Vorstellungen haben. Drei Ideale leiten ihn klammheimlich: Wie komme ich hinauf? Wie bleibe ich oben? Wie mehre ich meine Moneuten?“ (Beide III, 56)

„Das Hauptwerk des Politikers heißt Maulwerk und spricht für sich. Es kann aus jeder Phrase eine große Idee und aus jeder großen Idee eine Phrase machen.“

„Typisch für den Politiker ist nicht, dass er eine Partei vertritt, sondern dass er jede vertreten könnte.“ (Beide II, 42)

Wie bei Deschner üblich, wird nicht weiter differenziert. Er konstruiert den Politiker schlechthin – ohne Bezug auf ein Zeitalter, ohne Bezug auf politische Systeme, ohne Bezug auf Verantwortungsebenen oder konkrete Umstände. Alle Po-

litikerinnen und Politiker sind im Kern gleich – gleich korrupt – und lassen sich zu einer zeitlosen maskulinen Singularform zusammenziehen. Für diese rabiate Politikerschelte – von wenig Kenntnis und viel Ressentiment geleitet – dürfte sich Deschner des dröhnenden Beifalls in bestimmten dumpfen Stammtischrunden sicher sein, wenn sie denn dort zur Kenntnis genommen würde.

Gustav Heinemann, Willy Brandt, Nelson Mandela, Mahatma Gandhi, Michail Gorbatschow, Hildegard Hamm-Brücher, Bertha von Suttner, Rosa Luxemburg, Alva Myrdal – sie alle und Hunderttausend andere, die ich jetzt nicht nennen kann, alles inkompetente und pflichtvergessene Karrieristinnen und Karrieristen, die nur ihren persönlichen Vorteil suchten und ihr Mäntelchen nach dem Wind hängten?

Doch nicht genug damit! Deschner versteigt sich zu einem Korruptions- und Kriminalitätsvorwurf, der tendenziell alle Mitglieder der Gesellschaft mit einschließt.

„Korruption – die Luft, in der wir leben. Pluralistisch korrupt, ökumenisch korrupt, konzentriert korrupt. Wer nicht korrupt ist, ist kaum vertrauenswürdig. Wer nicht Komplize ist, wird leicht Opfer. Wer die Wahrheit sagt, verrät sich mehr, als wer lügt.“ (III, 51)

„Wie gut wäre dieses Land, wären nur seine Kriminellen kriminell!“ (III, 54)

„Politik – das Kriminalregister der Menschheit.“ (III, 41)

Diese bizarren Pauschalurteile sind keine unbedachten Entgleisungen, sondern konsequente Anwendungen des Schlüsselaphorismus:

„Pleonasmus: Unmensch.“ (I, 24)

Für Deschners Stellung zur Demokratie lässt dies das Schlimmste befürchten. In der Tat wütet er nicht nur mit Gift und Galle gegen Politiker und Politikerinnen jeglicher Couleur. Mit Hohn und Häme verunglimpft er auch die Demokratie.

„Demokratie ist die Kunst, dem Volk im Namen des Volkes feierlich das Fell über die Ohren zu ziehen.“ (I, 65 und II, 41)

„Die Diktatur der modernen Demokratie ist allgegenwärtig und lautlos wie der elektrische Strom.“ (II, 41)

„Ich habe nichts gegen eine Partei. Ich habe etwas gegen alle.“ (II, 86)

„Demokratie – die nichtöffentliche Meinung schlägt in Gesetzen um sich. Das System ermöglicht es, von Böcken regiert zu werden, die man selbst zu Gärtnern gemacht hat.“ (III, 50)

Fehlhandlungen, Fehltritte und Fehlbesetzungen sind überall möglich. Aber die Demokratie ist die Regierungsform, in der ungeeignetes Führungspersonal auch wieder – gewaltfrei – ausgetauscht werden kann: durch geregelte Abwahl.

Deschners Kritik an der Demokratie meint, was sie sagt, und sagt, was sie meint. Sie zielt auf die Demokratie, nicht auf Scheindemokratie, nicht auf entartete Demokratie. Er verlästert die Staatsform, die den meisten Menschen Chancen zur Teilhabe und zur Mitbestimmung am politischen und gesellschaftlichen Leben einräumt. Gerade der Wettstreit konkurrierender Parteien, die Deschner rundweg ablehnt, ermöglicht es, das Zusammenleben erträglich zu gestalten und das Gemeinwohl zu finden und zu fördern. Das freie Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

und gleiche Wahlrecht beider Geschlechter, Grund- und Menschenrechte – wofür die Besten der Völker Jahrhunderte lang gekämpft haben, was Millionen heute noch vorenthalten wird –, all dies wird von Deschner mit verleumderischen Worten geschmäht. Dass Demokratie ein kostbares Gut ist, eine große Errungenschaft, die es zu verteidigen gilt, wird nicht deutlich.

Ein Gesichtspunkt, der Deschners Demokratie-Demontage erklären hilft und gedanklich unterfüttert, ist ein spezifisch intellektueller Dünkel. Ein kurzer Aphorismus spricht ihn prägnant aus:

„Geist ist nicht mehrheitsfähig.“
(III, 11)

Damit ist gesagt: Die Mehrzahl der Menschen sind und bleiben geistlos. Eine Erkenntnis ihrer Interessen und eine Einsicht in die Spielregeln eines guten Lebens und eines geordneten Zusammenlebens sind ihnen weder zuzutrauen noch zuzumuten. An der Befestigung dieser geistlosen Zustände hat das Schulwesen einen tragenden Anteil, da es eigens der Verdummung dient. Konsequenz: Aufklärung und Demokratie, die historischen Projekte, die sich an den Interessen der Mehrzahl orientieren, sind Illusionen.

Ähnlich Sachkundiges weiß Deschner über „Ideen“ zu vermelden. Ohne jede Differenzierung zwischen Idee und Ideologie, zwischen wahr und falsch, zwischen erprobt und gescheitert, heißt es:

„Ideen sind bloß Kulissen auf der Bühne der Welt; vorn stirbt man dafür, dahinter lacht man darüber.“
(II,40)

Damit ist gesagt: Ideen – welcher Art auch immer – sind bloßer Schein, Lug und Trug, erfunden von bösen Menschen für dumme Menschen, die sich damit hinters Licht führen lassen. Offenkundig gilt dies auch für die Ideen von Aufklärung und Demokratie. Deshalb hütet euch, sie ernst zu nehmen und euch gar für sie zu engagieren!

Deschner ist ein Virtuose in der Kunst, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Dies beweist sich auch bei dem Thema, dem wir uns nun abschließend zuwenden: bei den legitimen Versuchen der Menschheit, sich Mühsal und Härte des Lebenskampfes mit Hilfe von Technik ein wenig zu erleichtern. Auch hier sieht Deschner fast ausschließlich nur die destruktiven Potenziale der Technik.

Selbst der Technik, der er seinen Aufstieg als Schriftsteller mitverdankt, der genialen Erfindung des Johannes Gutenberg, gewinnt er vornehmlich negative Seiten ab:

„Die Druckerkunst ist weniger die Artillerie der Idee als die Beförderin von Blindgängern geworden.“ (I, 16)

Und in ungewohnter ökologischer Melancholie heißt es:

„Wälder, die in tausend Büchern untergingen, die uns nichts zu sagen haben, hätten uns etwas zu sagen gehabt.“ (III, 72)

Schon stilistisch ein schwacher Satz mit zwei ineinander geschachtelten Relativsätzen. Vor allem ist das Wortspiel verunglückt. Denn nur Bücher können uns etwas sagen, nicht aber Wälder. Wälder

geben uns etwas. Sie sorgen für frische Luft und Schatten, sie spenden Trost und Ruhe.

Ich zitiere erneut die beiden einschlägigen Aphorismen, die Deschners abstrakte und pauschale Technikfeindschaft erkennen lassen:

„Technik: Spezialart eines Kampfes, die auf Dauer den Sieger ebenso kaputtmacht wie das Besiegte. Denn das, womit der Mensch seine Welt aufbaut, ruiniert sie auch.“

„Ob der Mensch vor seinem Untergang noch ahnen wird, dass von all seinen Weltbezwungungsmitteln die Technik das schädlichste, das Militär das schändlichste war? Und die Religion das dümmste?“ (Beide III, 63)

Deschners Irrtum, der ihn zu diesen bombastischen Verallgemeinerungen und abenteuerlichen Fehltrüben führt: Technik ist kein „Weltbezwungungsmittel“, sondern ein Mittel der Lebenserleichterung. Technik ist eine erfreuliche menschliche Erfindung, mit der wir uns gegen die Übermacht der Elemente zu schützen suchen (Deichbau, Regenschirm). Technik ist das Menschheitsprojekt, die erkannten Gesetzmäßigkeiten der Natur zu unserem – tatsächlichen oder vermeintlichen – Vorteil praktisch anzuwenden. Lob und Respekt für jene bekannten und unbekanntenen Ingenieure und Techniker, deren Kunst wir Brücken und Straßen, Eisenbahn und Flugzeug, Zentralheizung und Kühlschrank, Telefon und Internet verdanken! Zugegeben: Atomwaffen und Militärtechnik stellen eigene, überlebenswichtige Pro-

bleme dar. Aber mit Deschners apokalyptischem Technikpessimismus sind sie freilich auch nur gedanklich nicht zu bewältigen:

„Die Zeit ist explosiv, der Mensch stürmt in Detonationen voran, die Welt stinkt zum Himmel und noch ihr letzter Schrei wird dem Segen der Technik gelten, womit sie zur Hölle fährt.“ (I, 75)

Deschners Verständnis von Geschichte und Geschichtsschreibung

Alles, was wir bisher von Deschners Ansichten und Eigentümlichkeiten kennen gelernt haben, findet einen schauerlichen Höhepunkt in seinen Ausführungen zu Geschichte und Geschichtsschreibung. Zwar lassen sich Pauschalität und Klischeehaftigkeit seiner Thesen kaum steigern. Aber der Ton, der die Musik macht, wird noch schriller, noch ausfälliger, noch unflätiger. Deschner überschreitet die Grenze zur gezielten Schmähung, zur ehrabschneiderischen Pöbeleien gegen eine ganze Berufsgruppe. Auch hier zunächst die Belegstellen im Überblick:

„Geschichte, das war und bleibt die Macht von Minderheiten über die Massen, ein Destillat aus Leichen und Lügen – ein dreckiges Stück, das die Geschichtsschreiber ins reine schreiben.“ (III, 41)

„Ist's nicht wunderbar? Einerseits das fortgesetzte Elend der Geschichte, Mord, Totschlag, Monsterverbrechen, andererseits die Geschichtswissenschaft, die immer wieder Glanz hineinbringt und Gloria, Ordnung und System?!“ (III, 40)

„Wer den Opportunismus der Historiker kennt, ihr Objektivitätsgeheu-

chel, ihr penibles Anpassen, Anti-chambrieren, auf deutsch: ihre ganze eklige Arschkriecherei, kann sie nur ebenso verachten wie die Geschichte selbst.“ (III, 40)

„Was hat denn das akademische Gespreiz einer sogenannten Forschung mit all den namenlosen Opfern der von ihr gefeierten Geschichtsbandiden zu tun! Was ist denn die überlieferte Geschichte neben der erlittenen!“ (III, 40)

„Historiker: Habilitierter Claqueur von Geschichtskriminellen, ein Opportunist ex professo, der mit Fleiß Peripheres ausbreitet und die Schandtaten schön, der betulich vertuscht, dass die «Größe» eines Staatsmanns in aller Regel aus der Größe des Elends hervorgeht, in das er Länder und Völker gestürzt hat und stürzt.“ (III, 41)

„Mit sicherem Instinkt für die Koinzidenz der Dinge hat die Universität Bamberg ihre historischen Institute im alten Schlachthof etabliert.“ (III, 40)

Bleiben wir nüchtern und sachlich und fragen zunächst nach Deschners Geschichtsbild. Geschichte ist für ihn ein „Destillat aus Leichen und Lügen“. Selbst wenn damit der bisherige Verlauf angemessen beschrieben wäre, unhaltbar ist die Behauptung, das „bleibe“ auch so. Woher will er das wissen? Niemand kann das seriös behaupten. Deschner leugnet jeden Fortschritt oder räumt ihn nur ironisch ein.

„Vom Kopffäger zum Gehirnwäscher, vom Faustrohr zu Rakete, von Friedensschluss zu Friedensschluss – wer bestritte den Fortschritt? (I, 74)

„Wer prophezeien will, braucht nur zurückzuschauen.“ (I, 49)

Geschichte ist ein ständiges Einerlei ohne Entwicklung, ohne Epochen, ohne Perioden, ohne Zäsuren, ohne Wendepunkte: ein „fortgesetztes Elend“, ein „dreckiges Stück“. Gelegentlich alarmistisch anmutende Töne, die eine krisenhafte Zuspitzung gerade in der Gegenwart behaupten, sollten nicht darüber hinwegtäuschen, dass Deschner die menschliche Geschichte in eine gleichförmige metaphysische Dauerfinsternis getaucht sieht. Von seinen anthropologischen Prämissen her ist das konsequent, aber doch empirisch widerlegbar. Denn die menschliche Geschichte ist zwar eine Geschichte von Unterdrückung und Gewalt, aber immer auch eine Geschichte des Widerstandes gegen Unterdrückung und Gewalt. Einzelne und gemeinsam, mit Einsicht und Elan, haben Menschen zu allen Zeiten, Menschen wie du und ich, den aufrechten Gang geprobt und Menschenwürde gegen Menschenwahn gestellt. Menschen können quälen, foltern und morden und sogar Lust daran empfinden. Aber wir können auch mutig gegen Quälerei, gegen Folter, gegen Mord aufbegehren und auch darin Freude und Genugtuung empfinden.

Dies ist eine der bleibenden Lehren aus Peter Weiss' Roman „Ästhetik des Widerstandes“. Anhand von Kunstwerken wie dem Pergamon-Altar zu Berlin hilft er, den anonymen Widerstand längst untergegangener Generationen gegen Ausbeutung und Knechtschaft zu entziffern und als Ansporn für heute zu vermitteln.

Auch in den Diktaturen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart gab und gibt es Menschen, die sich – mit Mut, Umsicht und Anstand – anderer Menschen

angenommen und ihnen geholfen haben. In Israel werden jene, die Juden vor der Vernichtung bewahrt haben, „Gerechte unter den Völkern“ genannt. Unabhängig von ihrer Religion und Nationalität ist ihnen in der Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem die „Allee der Gerechten“ gewidmet. Der Deutsche Unternehmer Oskar Schindler ist einer von diesen zehntausend Männern und Frauen, deren stilles Heldentum dort dokumentiert und geehrt wird.

Solche Sachverhalte und Persönlichkeiten finden in Deschners Geschichtsbild keinen Platz. Bereits die Idee eines stillen, zivilen Heldentums, das sich in elementarer Menschlichkeit gegen Widerstände im Alltag bewährt, ist ihm fremd, wenn nicht zuwider. Einer seiner törichtesten Aphorismen lautet:

„Held: Wer im Krieg ein Bein verlor und hofft, im nächsten das zweite zu verlieren.“ (III, 48)

Dass der Heldenbegriff schon seit langem auch eine nichtmilitärische Bedeutung angenommen hat, wie konnte es dem Kenner der deutschen Sprache und Literatur unbekannt bleiben? Hat doch vor allem Theodor Fontane in seinem Balladenspätwerk die waffenklirrenden preußischen Aristokraten bewusst verabschiedet und in John Maynard sowie dem Herrn von Ribbeck zwei liebenswerte Gestalten eines gewaltfreien, zivilen Heldentums geschaffen.

Wenden wir uns nun den – von Deschner so bezeichneten – „Geschichtsbanditen“ oder „Geschichtskriminellen“ mitsamt ihren „Monsterverbrechen“ zu, die von willfährigen Schreiberlingen, genannt Historikern, lobhudlerisch gepriesen würden.

Wenn das zuträfe, müssten die Regale der Buchhandlungen und der wissenschaftlichen Bibliotheken überquellen von Darstellungen, in denen der nationalsozialistische Holocaust, die Verbrechen der deutschen Wehrmacht im zweiten Weltkrieg, das sowjetische Gulag-System, die Massenmorde des Pol Pot-Regimes in Kambodscha sowie die jeweils dafür verantwortlichen Führungsgruppen und Mitäter verherrlicht würden.

Die Regale müssten von einer derartigen beweihräuchernden Hofberichterstattung nicht nur überquellen. Nach Deschner müssten sie die einzige Spielart von Geschichtsschreibung überhaupt sein. Denn er spricht ja – wie üblich – von „der“ Geschichtsschreibung und „den“ Geschichtsschreibern schlechthin.

Wovon sich aber auch der historische Laie rasch überzeugen kann: Zu all den erwähnten Verbrechen gab es zwar – jeweils zu ihrer Zeit und in ihrem Herrschaftsbereich – vertuschende, beschönigende oder bejubelnde Darstellungen. Aber neben solchen Propagandaschriften gab und gibt es heute, und zwar in wachsendem Umfang, kritisch aufarbeitende, kausal analysierende und schonungslos anklagende Darstellungen.

Die Geschichte des deutschen Faschismus (1933-1945) gehört zu den am gründlichsten erforschten und am heftigsten kritisierten Abschnitten der menschlichen Geschichte überhaupt. Wo sind die von Deschner postulierten akademischen Arbeiten, die Hitlers Regime „Glanz und Gloria“ bescheinigen und seine „Größe“ als Staatsmann feiern? Selbst die neonazistische Publizistik ist da sehr kleinlaut geworden ...

Zu jedem Thema der Geschichte von einiger Relevanz bestehen oder bilden sich Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

in der Regel mehrere konkurrierende Darstellungs- und Deutungsansätze. Deschners einheitliche Truppe von akademisch bestellten Historikern, die darauf erpicht seien, ein „dreieckiges Stück“ „ins reine“ zu schreiben, ist ein Hirngespinnst.

Selbst im Bereich der Kirchengeschichtsschreibung, Deschners ureigener Domäne, gab es immer wieder achtbare nonkonformistische Autoren. Sie wurden zwar gerne von Seiten der Amtskirchen und der davon abhängigen Theologenschaft verfemt oder verschwiegen. Aber – auf dem Niveau und in den Grenzen ihrer Zeit – haben sie erstaunlich Mut bewiesen und kritische Arbeiten vorgelegt. Ohne in Einzelheiten zu gehen, nenne ich in historischer Abfolge einige Namen:

Bartolomé de las Casas (1474-1566), der in mehreren Büchern die Gräueltaten der spanischen Eroberer Amerikas und der sie begleitenden katholischen Priester beschrieb und geißelte.

Gottfried Arnold (1666-1714), der mit seiner „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ paradox Partei ergriff für die bisher als „Ketzer“ verdamnten christlichen Minderheiten. Statt sie weiterhin als „Kinder des Teufels“ zu verstehen, pries er sie als die wahren Gläubigen.

Hermann Samuel Reimarus (1694-1768), der in seinen „Fragmenten eines Ungenannten“, von Lessing herausgegeben, die historischen Grundlagen des Neuen Testaments und damit des christlichen Glaubens erschütterte.

Walter Nigg (1903-1988), der in vielen Publikationen viele Tabus aller Konfessionen beleuchtet und gebrochen hat.

Hans Kühner (1912-), der in einem kritischen Papstlexikon und in anderen klugen Veröffentlichungen Defizite nament-
Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

lich der römisch-katholischen Kirchengeschichtsschreibung aufgearbeitet hat.

Friedrich Heer (1916-1983), der vor allem die religiöse „Genesis des österreichischen Katholiken Adolf Hitler“ analysiert hat.

Auch der Baseler Theologieprofessor *Franz Overbeck* (1837-1905), persönlicher Freund Nietzsches, ist hier zu nennen. Er war zwar – im Unterschied zu den Vorgenannten – erklärtermaßen kein Christ mehr. Aber als kritischer Kirchenhistoriker hat er den schroff weltabgewandten, apokalyptischen Charakter des Urchristentums aufgedeckt, worin ihm unter anderen Albert Schweitzer gefolgt ist.

Ich will sagen: Auch im Bereich der Kirchengeschichtsschreibung trifft es nicht zu, dass eine einheitliche Gruppe von Claqueurs gewissenlos Glanz und Gloria in die Geschichte des Christentums gebracht und die Fakten zur höheren Ehre Gottes zurechtgebogen hätte.

An zwei Punkten, die mir besonders wichtig sind, möchte ich Deschners Geschichtsbild, soweit es sich in den Aphorismen niederschlägt, noch im Einzelnen widersprechen. Ich meine sein verkürztes Verständnis der protestantischen Reformation und der europäischen Aufklärung. Zur Reformation heißt es in zwei Aphorismen:

„Die Heiligenlegenden entlarvte Luther als Märchen. An den Bibellegenden hielt er fest; am Teufelsglauben auch; am Hexenwahn auch; an der Ketzervertilgung auch; am Antisemitismus auch – an Kriegsdienst, der Leibeigenschaft, den Fürsten. Man nennt es Reformation.“ (I, 85/86)

„Alle Kreuzwege führen nach Rom.“
(II, 67)

Nein! Das letzte stimmt eben nicht mehr. Weil es die Reformation gegeben hat, führen einige Kreuzwege auch weit weg von Rom nach Wittenberg, nach Genf, nach Zürich. Die protestantische Reformation hat der römisch-katholischen Papstkirche Schläge versetzt, von denen sich die bis dahin mächtigste und stabilste Institution der Weltgeschichte nie erholt hat.

Was die Menschheit der Reformation verdankt, kann auch der wache Tourist erfahren, wenn er Länder bereist, in denen kein „protestantisches Prinzip“ (Paul Tillich) wirksam geworden ist: etwa die Länder Lateinamerikas, die slawische Welt der Orthodoxie, gar die islamische Welt.

Deschner sieht – kaum überraschend – nur die Schwachpunkte der Reformation, ihre Kontinuität zur römischen Kirche. Das Element der Diskontinuität, den epochalen Bruch in der Qualität einer Kulturrevolution, unterschlägt er. Es ist die – theologisch eingebettete – Freisetzung des menschlichen Individuums.

Zwei große deutsche Dichter und Denker haben diese geschichtliche Bedeutung Luthers klar erkannt. Ich zitiere Johann Gottfried Herder und Heinrich Heine, die eben deshalb auch Luther zu den Wegbereitern der Aufklärung zählten. In seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität“ (1793) schreibt Herder über Luther: „Er griff den geistlichen Despotismus, der alles freie, gesunde Denken aufhebt oder untergräbt, als ein wahrer Herkules an und gab ganzen Völkern, und zwar zuerst in den schwersten, den geistlichen Dingen, den Gebrauch der Vernunft wieder.“

Bei Heine heißt es in seiner „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutsch-

land“ (1834): „Ruhm dem Luther! Ewiger Ruhm dem teuren Manne, dem wir die Rettung unserer edelsten Güter verdanken und von dessen Wohltaten wir noch heute leben! Es ziemt uns wenig, über die Beschränktheit seiner Ansichten zu klagen. Der Zwerg, der auf den Schultern eines Riesen steht, kann freilich weiter schauen als dieser selbst, besonders wenn er eine Brille aufsetzt; [...] Die Feinheit des Erasmus und die Milde des Melancthon hätten uns nimmer so weit gebracht wie manchmal die göttliche Brutalität des Bruder Martin. [...]

Indem Luther den Satz aussprach, dass man seine Lehre nur durch die Bibel selber oder durch vernünftige Gründe widerlegen müsse, war der menschlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären, und sie, die Vernunft, war als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt. Dadurch entstand in Deutschland die so genannte Geistesfreiheit oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht, und die Befugnisse der Vernunft wurden legitim.“ (Beide Zitate, Herder und Heine, nach: Wolfgang Beutin, *Der radikale Doktor Martin Luther. Ein Streit- und Lesebuch*, Köln, 1982, 170 und 178)

Ganz ähnlich positive Einschätzungen Luthers lassen sich vielfältig auch bei Ludwig Feuerbach finden.

Die Verständnislosigkeit gegenüber Luther wird übertroffen durch Deschners Verständnislosigkeit gegenüber dem, was Aufklärung ist.

„Aufklärung ist Ärgernis; wer die Welt erhellt, macht ihren Dreck deutlicher.“ (I, 10)

Natürlich ist Aufklärung *auch* dies. Aber wäre sie nur dies und nicht auch das gedankliche Hinwegfegen des Drecks und vor allem auch Begeisterung für das Wahre, Gute, Schöne, sie hätte nie die Welt erhellen und zum Besseren wandeln können! Begeisterung, klar zu unterscheiden von Fanatismus und Gläubigkeit, ist die emotionale Schubkraft von Erkenntnis. Die französische Aufklärung, die radikalste Abteilung der europäischen Aufklärung, wäre nie in eine erfolgreiche Revolution gemündet, hätte sie sich auf das Verdeutlichen von „Dreck“ beschränkt. Ihr kollektives Hauptwerk, die achtundzwanzig Bände umfassende „Enzyklopädie“ (1751-1780) – das waren nicht achtundzwanzig Folianten, in denen der Unrat dieser Welt in ein kaltes Licht gerückt wird. Das waren achtundzwanzig Folianten mit konstruktiven Entwürfen für alle Aspekte einer technik- und menschenfreundlichen Gesellschaft. Deren Parole „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ versprüht noch heute Faszination. Von solch einem beflügelnden und befreienden, eingreifenden und verbindenden Denken ist Deschner weit entfernt. Seine selbstquälerische Haltung spricht sich in folgenden zwei Aphorismen charakteristisch aus:

„Denken vereinsamt; wer denkt, verstummt.“

„Denken heißt in Zweifeln sterben.“
(Beide I, 12)

Nein! Denken setzt zwar Zeiten der Einsamkeit und des Verstummens voraus. Aber wenn es gelingt, dient es dem Leben und führt insofern wieder aus der Einsamkeit heraus und leitet zur Kommunikation über. Wenn es gelingt, fügt es im Kopf zusammen, was in der Wirklichkeit Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

zusammengehört. Deshalb heißt Denken: nicht nur mit Zweifeln, sondern auch mit Gewissheiten leben, nicht zuletzt mit der Gewissheit, sterben zu müssen.

„Im Grunde bin ich ein aus lauter Zweifeln bestehender gläubiger Mensch.“
Abschließende Überlegungen zu Deschners Denkweise

Der zitierte Satz nimmt in Deschners Aphorismenwerk einen herausgehobenen Platz ein. Er beschließt den ersten Band und taucht noch einmal im zweiten Band auf. Komplett lautet der Aphorismus:

„Von Zweifel zu Zweifel, ohne zu verzweifeln. Im Grunde bin ich ein aus lauter Zweifeln bestehender gläubiger Mensch.“ (I, 101 und II, 91)

Wie lässt sich dieses Selbstbekenntnis, das manche verblüffen mag, verstehen? Im Kontext aller Aphorismen und im Lichte meiner bisherigen Ausführungen lässt sich sagen: Deschner kommt hier ahnungsvoll der Wahrheit seines Lebenslaufes und Lebenswerkes auf die Spur. Einer Wahrheit, die er selbst wohl – im Sinne eines anderen Aphorismus – zugleich als „Lebenslüge“ enttarnen würde:

„Leben – Vernichtungsschläge. Und Pyrrhussiege. Am schönsten füllt das Leben eine Lebenslüge aus.“ (II, 21)

Mit seinem Selbstportrait als „gläubiger Mensch“, der „aus lauter Zweifeln“ bestehe, entpuppt sich Deschner als heimlicher Anhänger eines Perfektionismus, der von der Wirklichkeit ständig widerlegt wird, und deshalb dem Negativismus verfällt. Deschner sucht Engel, findet Menschen und erklärt sie zu Teufeln.

Das Motiv des Zweifels, das bei Deschner oft auftaucht, ist – gemeinsam mit dem gleichrangigen Motiv des Erstaunens – die doppelte Wurzel der Philosophie. Bei Deschner verselbständigt sich das Zweifeln zur alleinigen geistigen Triebkraft und erstarrt in einem neuen Dogmatismus. Aus gesunder Skepsis, die sich ihrer Unverzichtbarkeit und ihrer Grenzen bewusst ist, wird bei ihm abstrakte Zweifelsucht.

„Am wenigsten widerstehen kann ich dem Zweifel. Ich bezweifle alles, selbst meinen Zweifel. Ich glaube wenig und auch das nicht ganz. Skepsis ist für mich keine der »schönen Künste«, sondern Teil meiner Existenz.“ (II, 83)

„Skepsis – Stimulans des Intellektuellen und sein Stigma. Jede Antwort auf einen Zweifel erfordert neuen Zweifel.“ (I, 13)

„Alles tiefe Denken entspringt dem Zweifel und endet darin.“ (II, 10)

Nein! Alles Denken, erst recht alles „tiefe Denken“, entspringt der Wahrnehmung dessen, was ist, und beginnt mit der Feststellung dessen, was ist. Erst danach drängt sich die zweifelnde Frage auf: Stimmt das alles? Wo irre ich mich?

Skepsis ohne Verstiegtheit ist der kritische Impuls, mit dem Denken nirgendwo aufzuhören, stets offen zu sein für neue Entdeckungen, neue Erfahrungen. Diese spezifische Neugierde scheint Deschner abhanden gekommen zu sein. Er weiß immer schon, was kommen wird: nichts Neues.

„Wer prophezeien will, braucht nur zurückzuschauen.“ (I, 49)

Andererseits verbaut sich Deschner mit der Verabsolutierung des Zweifels die elementare Einsicht, dass vieles jedem Zweifel standhält. Dass wir beispielsweise irrumsfähige und sterbliche Wesen sind, ist ein solcher unbezweifelbarer Sachverhalt. René Descartes hat mit seiner Denkfigur „Ich zweifle, also bin ich, also ist die Welt“ den skeptischen Diskurs auf eine neue Grundlage gestellt. Im Denktakt selbst sah er – mit Recht – den unbezweifelbaren, unhintergehbaren Ausgangspunkt, von dem aus sich in der Existenz der Welt ein „unerschütterliches Fundament“ (fundamentum inconcussum) für alle weiteren Überlegungen ergibt.

Aus Deschners versteinerten Skepsis erwächst auch die von ihm bevorzugte Pose des unbestechlichen Nonkonformisten:

„Widerstand ist das Prinzip des Geistes. Wer denkt, verweigert sich.“ (III, 11)

Widerstand wogegen? Sich verweigern wem? Das Prinzip des Geistes ist das erkennende Durchdringen der Wirklichkeit. Daraus ergibt sich – je nach Sachstand – Affirmation oder Negation, nie aber Widerstand schlechthin. Diese abstrakte Verweigerung allem gegenüber ist auch die Grundlage für die markigen drei Worte, die ich sonst noch nirgendwo gelesen oder gehört habe: *„Ich hasse Weisheit.“*

Deschner sagt nicht: Ich vermisse Weisheit, ich suche Weisheit. Auch stellt er nicht die schlichte Frage: Was ist Weisheit? Nein, er bevorzugt die schnöde, die schneidige, die schnodderige Feststellung: *„Ich hasse Weisheit.“*

Man merkt es! So möchte jemand bekräftigen, der eine größere Neigung zum Sar-Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

kasmus verspürt als ich. Der Aphorismus lautet:

„Weisheit? Resignation; feiler Konformismus. Das bloße Sichabfinden mit dem, was ist. Die Bejahung von allem trotz allem. Ich hasse Weisheit.“
(II, 11)

Deschner hasst Weisheit, weil sie in der Tat immer auch eine Komponente der Bejahung enthält. Zwar niemals „von allem trotz allem“. Das ist ein aberwitziges Zerrbild, das ihm dazu dient, seine eigene negativistische Verweigerungshaltung zu legitimieren.

Weisheit ist zu klug, um „zu allem trotz allem“ Ja zu sagen. Denn anders als Deschner versteht sie sich auf die Kunst der Unterscheidung, der Unterscheidung zwischen dem Verfügbaren und dem Unverfügbaren, zwischen dem Änderbaren und dem Unveränderlichen, zwischen dem Vermeidbaren und dem Unvermeidlichen. Diese Unterscheidungen verdanken wir in Europa vor allem der stoischen Philosophie. Sie begründen einerseits eine vernünftige Haltung der Gelassenheit, andererseits eröffnet sie die Perspektive für eingreifendes Handeln.

Deschner dagegen schwankt zwischen zwei gleich abwegigen Extrempositionen hin und her. Einerseits vertritt er selbst, wie wir sahen, einen demotivierenden Fatalismus:

Jede Wahl, die wir zu haben glauben, ist nur eine Scheinwahl – in Wirklichkeit geht es uns wie dem Lauf des Wassers, das seinen Weg nimmt.“ (III, 33)

Andererseits verfällt er immer wieder in bizarr überzogene moralische Anklagen, Aufklärung und Kritik, Sonderheft 9/2004

die mit dem Fatalismus gedanklich inkompatibel sind. Ein Beispiel:

„Kein größeres Verbrechen als Gleichgültigkeit. Gleichgültigsein heißt unablässig morden.“ (II, 49)

Jetzt ganz unabhängig von der Frage, welchen Sinn Mordvorwürfe an „Marionetten“ machen, also an menschliche Gliederpuppen ohne Herz und Hirn – die Behauptung, Gleichgültigkeit sei das größte Verbrechen, nämlich Mord, ist in sich selbst abstrus.

Gleichgültigkeit mag in bestimmten Fällen als unterlassene Hilfeleistung angeprangert werden. Aber sie als unablässiges Morden zu charakterisieren, entbehrt jeder Urteilskraft. Denn zum Mord gehören Absicht und niedere Gesinnung. Und eben diese fehlen bei gleichgültigen Menschen, wenn denn mit Begriffen ein klarer Sinn verbunden sein soll.

Mit dem Mordvorwurf springt Deschner ohnehin nicht zimperlich um. Ein weiteres Beispiel:

„Eigentum ist Diebstahl? Eigentum ist Mord.“ (I, 72)

Deschner zitiert ein Schlagwort des französischen Sozialisten Proudhon (1809-1865), um es zu übertrumpfen. Dabei verrennt er sich in eine These, die noch unhaltbarer ist. Wie üblich, verschmäht er jede Differenzierung, hier etwa zwischen materiellem und geistigem Eigentum sowie zwischen persönlichem, privatem und öffentlichem Eigentum mitsamt den dazu gehörenden Entstehungs- und Aneignungsformen.

Er haut rhetorisch auf die Pauke und bewegt damit allenfalls etwas heiße Luft,

aber keinen Gedanken. Die richtige Einsicht, dass an bestimmten Eigentumsformen Blut kleben kann (woran Deschner wohl gedacht haben mag), gerät durch solche plumpe Pauschalierung aus dem Blickfeld. Leider.

Deschner ist taub für Zwischentöne, blind für Schattierungen, unsensibel für Differenzierungen, ohne Gespür für die Ambivalenzen alles Menschlichen. Um es mit Namen antiker Philosophie zu sagen: Ein wenig Heraklit, Stoa, Epikur und Horaz wären seinen Aphorismen gut bekommen.